

Indien

Mythen, Märchen und andere Geschichten

Dirk Walbrecker | Hrsg.



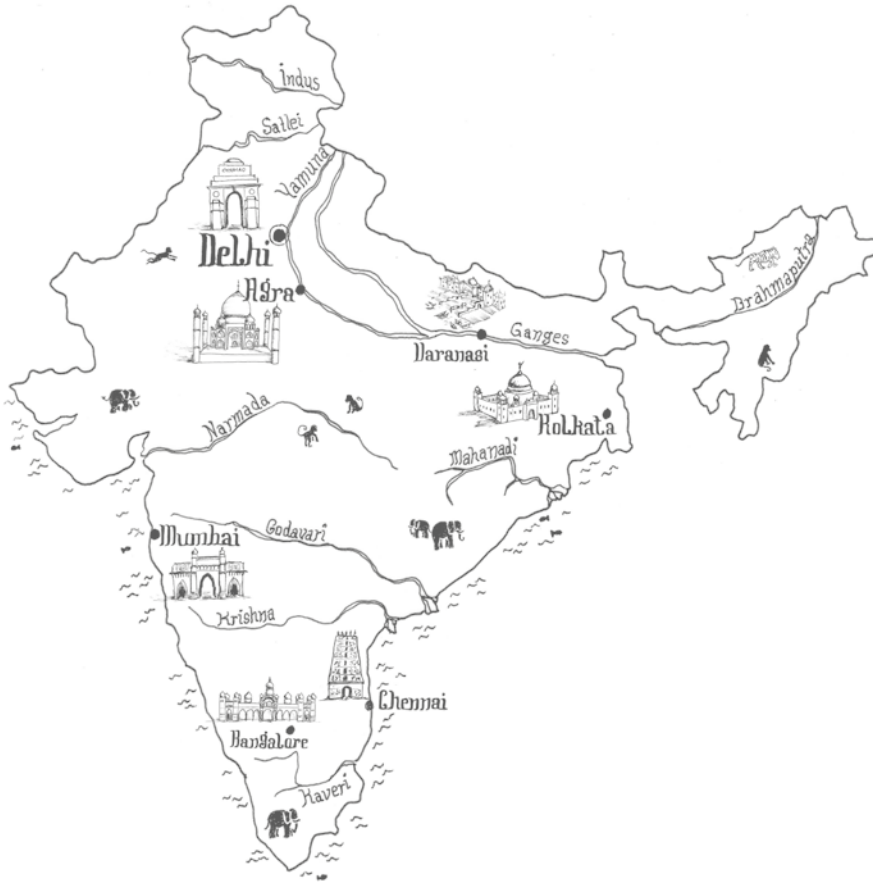
EDITION SOS-KINDERDÖRFER
GESCHICHTEN AUS ALLER WELT

Indien

Dirk Walbrecker | Hrsg.

Indien

Mythen, Märchen und andere Geschichten



INHALT

Vorwort	9
Willkommen in Indien	11

I

VON DER ERSCHAFFUNG DER WELT – MYTHEN

Hebung der Erde.....	14
Von den ersten Menschen und von der Herkunft der Kuwi-Khond.....	15

II

VON MENSCHEN UND TIEREN – FABELN, PARABELN UND MÄRCHEN

Der steinerne Affe.....	19
Hasenlist	32
Der Regen und der Regenbogen.....	34
Zwei kleine Affen.....	38
Der Affenbaum	39
Zwei Brüder	41
Eins vollbracht, alles vollbracht.....	45
Das Tropfen.....	52

Die Angst vor dem Schatten	57
Die Belohnung des Gurus.....	59
Die vier Freunde	63
Der zerbrochene Topf	68
Der Brahmane Harischarman.....	70
Das Wünschelsieb	76
Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch.....	80
Kuh und Löwe.....	87
Die Elefanten und die Mäuse.....	90
Die neue Strophe	93
Prinz Risälü.....	94
Das Candālamädchen.....	100
Die Gazelle, der Specht und die Schildkröte.....	102
Die Mäusebraut.....	107

III

REISEBERICHT UND DSCHUNSELBUCH – MARK TWAINS UND RUDYARD KIPLINGS INDIEN	
Meine Weltreise nach Indien	116
Mowglis Brüder	128

IV

VON KASTEN UND ANDEREN UNGERECHTIGKEITEN – ERZÄHLUNGEN UND REPORTAGEN	
Sundar und der Elefant	158
Chandru und sein Äffchen	171
Wo ist Andschana?.....	185
Shoshanna und Fatima.....	193
Mit der Rikscha durch Bombay	212
Glossar	220
Quellenangaben	226

Geschichten sind die Würze des Lebens. Das findet man auch im SOS-Kinderdorf Cochin im Süden Indiens. Schon vor vielen Jahren, kurz nach der Gründung, hatte man dort eine wunderbare Idee. Jede Mutter, jedes Kind – sofern es schreiben konnte –, selbst der Dorfleiter, schrieben eine Geschichte, ein Märchen oder eine lustige Begebenheit auf ein Blatt Papier. Dann wurde ein Loch in der Mitte des Dorfes ausgehoben, die Blätter wurden hineingelegt, und darauf pflanzten alle gemeinsam ein Bäumchen. Heute ist der Baum groß. Er ist ausladend, spendet Schatten und hat kleine, sehr aromatisch duftende Blüten. Unter diesem Baum sitzen oft SOS-Mütter und erzählen ihren Kindern Geschichten. Märchen aus Indien, Geschichten aus der Vergangenheit und Geschichten über die Zukunft. Ich habe das bei einer Reise einmal miterlebt. Obwohl ich die Geschichten nicht verstehen konnte, fühlte ich mich geborgen in der Gruppe von Müttern und Kindern unter dem Geschichtenbaum.

Ich wünsche Ihnen viel Würze für Ihr Leben mit den Geschichten aus Indien.

*Dr. Wilfried Vysložil
Vorstand der SOS-Kinderdörfer weltweit*

WILLKOMMEN IN INDIEN

Was für ein weites, spannendes und vielfältiges Land! Im Norden ist Indien durch den Himalaja (das höchste Gebirge der Welt) vom übrigen Asien getrennt. Nachbarstaaten sind Pakistan im Westen und im Osten China (mit der autonomen Region Tibet), Nepal, Bhutan, Myanmar (früher Birma, Burma) und Bangladesch. Im Süden ist das riesige Land vom Indischen Ozean umspült – an der Südspitze liegt der Inselstaat Sri Lanka.

Die Republik Indien ist der siebtgrößte Staat der Erde (und damit neunmal so groß wie Deutschland!), sie hat aber die zweithöchste Bevölkerungszahl aller Länder (inzwischen mehr als 1,2 Milliarden). Allein in der Hauptstadt Neu-Delhi leben etwa 17 Millionen Menschen. Noch bevölkerungsreicher ist die Hafenstadt Mumbai (Bombay) mit über 20 Millionen Einwohnern, und selbst in Kalkutta leben fast 15 Millionen!

Man mag sich ausmalen, von welcher Vielfalt dieses Land geprägt ist: Viele verschiedene Sprachen (über 100) werden hier gesprochen, und auch die Schriftsysteme sind unterschiedlich. Amtssprachen sind das weitverbreitete Hindi und Englisch – aufgrund der langen Kolonialzeit. In jüngster Zeit wurde das klassische Sanskrit zur dritten Unterrichtssprache ernannt – alle Schüler müssen es von der fünften bis zur achten Klasse lernen.

So groß der Sprachenreichtum, so zahlreich auch die Religionen. Am weitesten verbreitet ist der Hinduismus: Etwa drei Viertel der Bevölkerung glauben an die Wiedergeburt, an eine Vielzahl von Göttern und finden sich damit ab, dass die Menschen verschiedenen sogenannten Kasten angehören – mit sehr unterschiedlichen Rechten und Pflichten.

Am zweitstärksten verbreitet ist der Islam. Neben ihm sind auch das durch Missionare verbreitete Christentum und andere einheimische Religionen wie der Buddhismus und der Jainismus von Bedeutung.

Wen wundert es bei einer solchen Bevölkerungsvielfalt unterschiedlicher Herkunft und Lebensbedingungen, wenn ein solches Land fruchtbarer Nährboden für fantasievolles Erzählen ist? Wie in anderen Ländern und Kulturen wurden Mythen, Fabeln, Märchen und Legenden zunächst mündlich weitergereicht. Vor allem in Glaubensbüchern wurden für die menschlichen Dramen und Konflikte Erzählformen gefunden, die weiterhelfen sollten bei der Suche nach Lebenssinn und Lebensglück. Einheimische Geschichten wurden durch solche von Einwanderern und auch nicht immer willkommenen Eroberern und Kolonialisten ergänzt oder auch verändert.

Eine Besonderheit allerdings sorgt seit Urzeiten für Bereicherung des Erzählten: Kaum anderswo auf der Erde bietet die Natur mehr Reichtum und Vielfalt als in Indien. So ist es nicht verwunderlich, dass exotischste Tiere als Hauptfiguren und Charaktere auftreten. Viele Geschichten erzählen vom Überleben in der Wildnis und von der

unheimlichen Begegnung mit fremdartigen Wesen. Und der Himmel ist nicht von unserem Gott und den Engeln belebt, sondern von fantasievollen Wesen, die sich zahlreich in asiatischen Religionen tummeln.

Moderne Geschichten sind natürlich geprägt von den heutigen Lebensbedingungen. Einheimische Autoren und Autorinnen und solche, die das faszinierende Land Indien besuchen, begegnen Problemen, die durch Überbevölkerung, vor allem aber auch durch die ungerechte Verteilung von Geld und Gut entstehen: Immer noch gibt es keine allgemeine Schulbildung und Schulpflicht. Immer noch ist es fast unmöglich, seine von Geburt an »geerbte« Kaste zu verlassen. Nach wie vor müssen fast alle Kinder schon in jüngsten Jahren arbeiten und helfen, die Familie zu ernähren. Und längst ist es nicht gelungen, den Mädchen und Frauen gleiche Rechte wie männlichen Wesen zu gewähren. Es liegt nahe, dass die Lebensbedingungen in den überbevölkerten Mammutstädten gänzlich andere sind als auf dem Land, wo immer noch die weit aus meisten Menschen – übrigens zumeist ohne Fernseher und Computer – leben. Vielleicht gibt auch das Anlass, besonders fantasiereiche Geschichten zu erfinden und zu erzählen ...

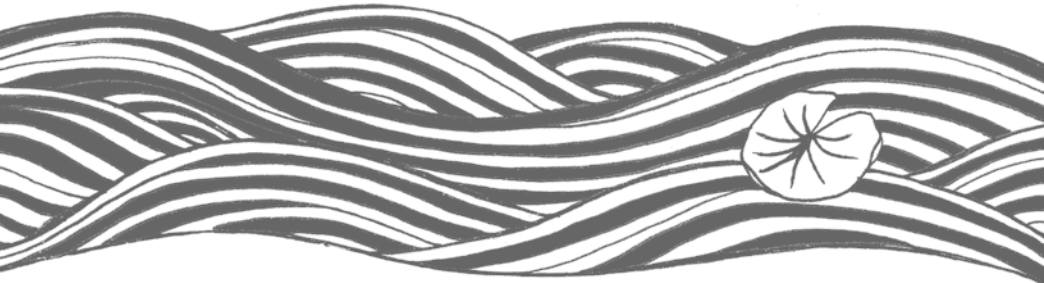
I VON DER ERSCHAFFUNG DER WELT – MYTHEN

HEBUNG DER ERDE

In allen Kulturen erzählt man seit Urzeiten Schöpfungsmythen. In diesem besonders kurzen indischen Mythos erscheint das höchste Wesen nicht als Person, sondern in der Gestalt einer der Urelemente.

Aus Fluten, aus Wasser bestand dieses All im Anfang. Auf diesen bewegte sich Pradschāpati, der Herr der Schöpfung, in Gestalt des Windes.

Da erblickte er ein hervorstehendes Lotusblatt. Er dachte: »Es muss etwas vorhanden sein, auf dem es steht.« Da sah er die Erde. Er ward zum Eber und holte sie herauf. Er breitete sie auf dem Lotusblatt aus und festigte sie durch die Steine.



VON DEN ERSTEN MENSCHEN UND VON DER HERKUNFT DER KUWI-KHOND

Auch heute noch leben in abgeschiedenen Gebieten Indiens viele Millionen Ureinwohner. Einer der ältesten Stämme sind die Khond. Ihre Mythen und Märchen hat der Missionar Paul Schulze vor mehr als 100 Jahren vor Ort zusammengetragen.

Vor vielen, vielen Jahrhunderten gab es auf der Erde eine Welt, die war so wie jetzt, und es lebten Menschen, die waren auch so wie jetzt. Doch eines Tages ereignete sich etwas Unvorhergesehenes – am Himmel erschienen sieben Sonnen und sieben Monde. Es wurde so heiß, dass weder die Bäume noch das Wasser noch die Menschen die Hitze aushalten konnten. Die Bäume loderten auf wie Fackeln und verbrannten, das Wasser verdampfte, alle Quellen trockneten aus. Die Menschen starben, der Boden bekam Risse und wurde unfruchtbar. Von allen Lebewesen blieben nur drei übrig – die Göttin Nirantali, ihr Bruder Paramugatti und dessen Frau.

Eines Tages begab sich Paramugatti auf die Jagd und fand ein Ei. Er brachte es nach Hause und legte es in einen Tontopf. Nach 12 Tagen kroch aus dem Ei ein Mädchen. Es wuchs schnell heran und war bald eine schöne junge Frau geworden. Sie fand Gefallen an Paramugatti und gebar ihm nach einiger Zeit Zwillinge – ein Mädchen und einen Jungen. Als die Kinder herangewachsen waren,

entsandte Nirantali das eine Kind nach Westen, das andere nach Osten. Sie suchten sich dort Ehepartner, und von ihnen stammt die gesamte Menschheit ab, darunter auch die Khond. Die Menschen lebten friedlich und gut. Doch offenbar war es der Erde und den Menschen vorbestimmt, vieles zu ertragen.

Es lebte ein Khond zusammen mit seiner Schwester. Einmal nun nahm er seine Waffen und beschloss, auf die Jagd zu ziehen. Er ging durch den Dschungel und erblickte einen Irpi-Baum, auf dem herrliche Blüten wuchsen. Da trat aus dem Dickicht ein Hirsch hervor und fraß die Blüten. Der Jäger wollte ihn töten, doch der Hirsch sagte zu ihm: »Töte mich nicht, ich werde dir etwas sagen!« Der Khond wollte gern erfahren, was der Hirsch ihm sagen würde, und so tötete er ihn nicht. »Höre mich an!«, begann der Hirsch. »Morgen wird die ganze Welt im Wasser versinken. Nimm den hohlen Stamm eines Bombax-Baumes und krieche hinein. Es wird ein großes Wasser kommen und alles, was lebt, wird zugrunde gehen. Wenn du tust, was ich dir gesagt habe, wirst du dich retten!« Der Khond kehrte nach Hause zurück, suchte den Baum und belud den hohlen Stamm mit Samen und Tieren. Dann kroch er zusammen mit seiner Schwester in den Baum und verklebte den Ausgang mit Wachs. Alles geschah so, wie der Hirsch es vorausgesagt hatte. Am nächsten Tag überflutete ein großes Wasser die ganze Welt, selbst die Gipfel der Nimgiriberge versanken in den Fluten. Nur der Baumstamm schwamm auf der Oberfläche des Wassers,

und der Wind trieb ihn bald in diese, bald in jene Richtung. Nach einiger Zeit erschienen am Himmel abermals sieben Sonnen und sieben Monde, und sie trockneten das Wasser. Doch der klügste der Monde sagte sich, dass die sieben Sonnen und die sieben Monde, falls sie am Himmel blieben, abermals die Menschen verbrennen und das Land in eine unfruchtbare Wüste verwandeln würden. So vernichtete er die übrigen Gestirne, stieg auf die Erde herab und befreite den Bruder und die Schwester aus dem Baum. Und da außer ihnen auf der Erde niemand anderes übrig geblieben war, begannen sie, miteinander zu leben wie Mann und Frau. Nach einiger Zeit wurden sieben Töchter und sieben Söhne geboren. Sie heirateten der Reihe nach untereinander, und allmählich vergrößerte sich die Zahl der Khond.

Die Khond lebten damals im Dschungel. Sie unterschieden sich nur wenig von den Affen, sprangen von Ast zu Ast und aßen Siari-Samen. Sie unterschieden weder Mutter noch Schwester und vergnügten sich mit jeder beliebigen Frau. Als die Göttin Nirantali das alles sah, rief sie den Häuptling der Khond zu sich und fragte ihn:

»Wie könnt ihr so leben, ohne Mutter und Schwester zu unterscheiden?«

»Wir leben wie die Waldaffen!«, antwortete der Häuptling. »Wir haben kein Essen für Feiern und Hochzeiten. Wie könnten wir unsere eigenen Verwandten erkennen ohne Hochzeiten?«

»Komm mit mir!«, sagte Nirantali.

Sie führte den Häuptling in ihr Haus und gab ihm Reisbier, ein Schwein, einen Hahn und Reiskörner.

»Von jetzt an werdet ihr nur das hier essen!«, befahl die Göttin. »Doch zuerst geht in den Dschungel, bringt ein Opfer dar und rodet das Land. Doch opfert jedes Mal, wenn ihr Bäume und Sträucher schlägt und den Dschungel anzündet, wenn ihr sät und wenn ihr heiratet. Dann werdet ihr Mutter und Schwester unterscheiden!«

Der Häuptling nahm, was die Göttin ihm gegeben hatte, und brachte einen Teil davon als Opfer dar, von dem anderen Teil ließ er jeden kosten. Als die Khond alles gegessen hatten, kam die Weisheit über sie, und sie verstanden, wo die Mutter war und wo die Schwester und wo die Ehefrau. Seitdem aßen die Khond Reis und erkannten ihre Verwandten.



II VON MENSCHEN UND TIEREN – FABELN, PARABELN UND MÄRCHEN

DER STEINERNE AFFE

Ein steinerner Affe, der von seinen lebendigen Brüdern zum König gewählt wird ... ein Zauberer, der ihm Weisheit verleihen soll ... Größenwahn, der den Affen gen Himmel befördert ... eine Begegnung mit dem großen Gott Buddha höchstpersönlich ... so fantastisch können indische Märchen sein!

Vor langer, langer Zeit ist's gewesen, da lag auf dem felsigen Gipfel eines mächtigen Gebirges ein seltsames steinernes Ei. Die warme Sonne schien darauf. Unter ihren Strahlen barst es plötzlich, und aus den brechenden Schalen sprang ein Affe – ein Affe aus Stein.

Da erhob einer der niederen Götter, dessen Spielzeug dieser steinerne Affe war, in seinem Perlenhimmel ein dröhnendes Gelächter, und er verlieh seinem Geschöpf Eitelkeit und Mutwillen. Er meinte, es wäre doch ein rechter Spaß, etwas aus Stein auszubrüten, das Menschen und Tiere, sogar die Götter des Wassers, des Himmels und der Luft poppen und in die Irre führen könnte.

Also hüpfte der Affe aus Stein auf dem steilen Berggrat herum, sprang von Felsen zu Felsen und über tiefe Spalten und Schluchten, wie das ein wirklicher Affe nie

zuvor gewagt hatte. Da kamen die anderen Affen – die richtigen meine ich – herbeigelaufen und drängten sich um ihn voller Neugier, dieses seltsame Etwas zu sehen, das ihnen selber so ähnlich und dennoch so unähnlich war. Und wie Affen das so tun, schwätzten und plapper-ten sie in toller Aufregung, stellten einander Fragen und antworteten mit neuen.

»Wie kam er überhaupt her?«, fragte der erste Affe.
»Und von wo?«, fragte ein anderer weiter.

»Wozu ist er gekommen?«, forschte ein Dritter, wäh- rend ein Vierter einwarf: »Was in aller Welt sollen wir mit ihm anstellen?«

Dem fünften Affen kam plötzlich ein Gedanke. »Wir haben doch keinen König, nicht wahr?«, fragte er.

»Keinen, seit der letzte verstarb«, erwiderte in einem Ton von trauernder Ehrfurcht der sechste Affe.

»Ich überlege mir, dass wir doch eigentlich einen Kö- nig haben müssten«, erklärte der siebente Affe; »ich mei- ne, es ist nicht gerade sinnvoll und klug, ein Königreich zu haben und keinen König.«

Damit stimmte der achte Affe völlig überein. Seiner Mei- nung nach könnten die Leute wohl fragen: »Wer ist eigent- lich jetzt König im Affenland?« Und wenn sie hörten, es gebe keinen, würden sie das für recht verwunderlich halten.

»Das werden sie«, riefen die übrigen Affen im Chor.

»Gut, lasst uns doch diesen steinernen Burschen fra- gen, ob er Lust hat, unser König zu sein«, schlug der erste Affe vor.

»Und ihr könntet nichts Besseres tun, als mich zum König zu bekommen.«, sagte darauf der Steinerne. »Ich werde euch ein ganz prächtiger König sein.«

»Hört euch das mal an!« rief der zweite Affe. »Er sagt, er wird uns ein hervorragender König sein.«

»Er muss es ja wissen – und sich schließlich selber ken- nen, meine ich.« Der dritte Affe hüpfte und sprang, wäh- rend er sprach, um den Neuankömmling herum.

Aber der vierte Affe rümpfte voller Zweifel die Nase. »Mir erscheint es wichtiger, dass er über uns Bescheid weiß und über die Art von König, wie wir ihn wollen«, sagte er.

»Darüber machen sich Könige sowieso keine Gedanken. Sie sagen einfach: ›Ich bin König‹, und dann sind sie's eben. Das Volk gewöhnt sich an sie, oder wenn nicht, wer- den sie ihn schon wieder los.« Und der fünfte Affe beende- te seine Rede mit dem Zusatz: »Das ist doch ganz einfach.«

»So einfach ist's, wie von einem Balken herunterzufal- len«, stimmte der sechste Affe bei. »Geh doch einfach hin zu diesem steinernen Burschen und sprich zu ihm: ›Sei unser König.«

»Puh!«, flötete der siebente Affe, »und wer soll das tun?«

Die Mehrzahl der Affen geriet in Panik – alle außer dem ersten, der erklärte, er sei gerade voll von Nüssen und zu allem imstande. Der Rest drängte sich plappernd um ihn herum: »Ja, du tust's! Du machst's!« Und sie ließen sich nieder, um zuzusehen.

Der erste Affe sprang hinauf zu dem Platz, wo das seltsame

Geschöpf aus Stein wartete. »Ehrenwerter Herr!«, begann er. »Hurra!« schrien die Beobachtenden beifällig. Sie waren entzückt von diesem trefflichen Anfang, aber das Geschrei machte den Sprecher irre.

»Ruhe da!«, befahl er. »Bei dem Lärm vergesse ich ja ganz, was ich sagen wollte.«

Und er setzte von Neuem an: »Ehrenwerter Herr!«

Wieder schrien alle Affen lärmenden Beifall, aber der erste Affe wies sie an, sich zu benehmen ... »Denn das hier«, sagte er, »ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit. Wir wählen schließlich nicht jeden Tag einen König ...« und setzte seine Rede fort.

»Ehrenwerter Herr! Wir, das Affenvolk, die wir in letzter Zeit ohne einen König waren – unser letzter, Seine Verstorbene, tief Betrauerte Majestät, ist einer Überdosis von Kokosnüssen erlegen – wir, das Affenvolk, ersuchen euch höchst ehrerbietig, den leeren Königsthron einzunehmen.«

Der Steinerne Affe verschwendete keine Worte: »Entzückt, tatsächlich. Wann soll ich anfangen, euer König zu sein?«, fragte er belustigt.

»Wann immer, Herr, Ihr euch dazu für weise genug fühlt«, sagte der erste Affe feierlich.

»Das macht die Sache jetzt etwas schwierig«, – der Steinerne Affe blickte bei diesen Worten zum Affenvolk: »Ich muss euch sagen, dass der Gott, der mich formte, mir fast jedes Talent und jede Fertigkeit geschenkt hat, aber die Weisheit hat er weggelassen. Bis jetzt habe ich selber sie nicht vermisst, doch ich sehe, dass ihr sie von eurem König

erwartet. Ich will euch etwas sagen: Angenommen, ich spiele jetzt eine Weile für euch den König, und dann, wenn ihr mich entbehren könnt, werde ich mich auf die andere Seite der Welt begeben und einen Zauberer besuchen, von dem ich gehört habe. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieser mir die Weisheit verleihen kann, an der es mir jetzt noch fehlt.«

Alle Affen stimmten ihm zu und fanden das einen guten Plan; und als dann der Steinerne Affe auf ein Jahr und einen Tag genau ihr König gewesen war, gaben sie ihm Urlaub, damit er auf die Suche gehe, die Weisheit zu erlangen, die selbst der König der Affen einmal nötig haben würde.

Er machte sich auf, rannte mit Sprüngen und Hopsern den Berghang hinunter und kam nach vielen Reisetagen ans Meer. Dort sah er an der Küste ein Floß liegen, nahm sich's und fuhr davon.

Schließlich erreichte er die andere Seite der Welt und ging zu der Höhle, in der der Zauberer fleißig seine Zaubertränke mischte. Der Steinerne Affe klopfte einmal, zweimal und dreimal an den dicken Stein, der quer vor die Öffnung der Höhle gerollt war.

»Wer ist da?«, fragte eine schnaubende Stimme von drinnen.

»Ich bin's – der Steinerne Affe«, war die Antwort.

»Dann roll den Stein vom Eingang der Höhle weg!«, unterwies ihn der Zauberer.

Der Steinerne Affe versuchte mit aller Kraft, den Stein

zu bewegen, aber dieser rührte sich kein bisschen von der Stelle.

»Ich schaff's nicht«, keuchte er.

»Dann bleib, wo du bist!«, antwortete der Zauberer in aller Ruhe.

»Aber ich bin doch gerade quer durch die halbe Welt gereist, um von dir ein wenig Weisheit zu erbitten«, jammerte der Steinerne Affe.

Der Zauberer lachte laut heraus. »Dann plappere nicht so viel. Denk' doch zur Abwechslung mal nach!«, riet er.

Aber das war es nun gerade nicht, was der Steinerne Affe wollte. »Nachdenken!«, murrte er, »denken! Worüber soll ich nachdenken?«

»Worüber denkt denn ein Affe nach?«, fragte der Zauberer.

»Wie soll ich das wissen? Ich habe noch nie darüber nachgedacht, worüber ich nachdenken könnte«, erwiderte der Steinerne Affe.

»Plapperdiplapperdiplapper!«, spottete der Zauberer. »Gut, setz dich da, wo du gerade stehst, ganz still hin, und wenn ich fertig bin, werde ich den Stein wegrollen und dich hereinlassen.«

So kauerte der Steinerne Affe vor der Höhle des Zauberers, während die Sterne aufzogen und wieder untergingen. Zeitenräume und Menschenalter gingen vorüber, und als der Steinerne Affe fest davon überzeugt war, dass der Zauberer ihn völlig vergessen habe, da schlug er mehrmals gegen die seltsame Tür.

»Lass das sein!« kreischte der Zauberer voller Wut. »Schluss jetzt, – lass das, oder ich verwandle dich in eine Kesselpauke!«

Der Steinerne Affe gab keinen Laut mehr von sich; zuletzt ließ sich der Zauberer erweichen und rollte den Stein weg.

Und was sah da der Steinerne Affe?

Einen kleinen alten Mann, der nicht höher war als einen Spann. Er trug einen hohen spitzen Hut, und er hatte einen weiten roten Mantel umgehängt, auf dem allerlei seltsame Zeichen eingestickt waren ... hier ein Bär, da ein Skorpion, Spinnen, Schlangen und Eidechsen – die ganz ungewöhnlich wirklich und lebendig aussahen.

Der Steinerne Affe schenkte nichts davon Beachtung, schaute auch nicht groß auf den Zauberer, der ein blaues Gesicht hatte, lange Zähne und drei Augen – um besser sehen zu können. Die ganze Zeit über murmelte das Männchen etwas über einem kleinen Topf, der auf Schwarz bemalten Stöckchen über einem glühenden Holzkohlenfeuer hing.

»Herr Magier«, begann der Steinerne Affe.

»He?«, grunzte der Zauberer.

»Herr Zauberer«, fuhr der Steinerne Affe fort, »ich bin quer durch die halbe Welt gekommen, um euch zu sehen.«

»Das sagtest du bereits«, bemerkte der Zauberer. »Darf ich fragen, weshalb du tatsächlich kommst?«

»Um ein paar Zauberkniffe zu erlernen«, antwortete der Steinerne Affe.

»Ha, ha, du Schwindler!«, kicherte der Zauberer. »Ich

wusste ja gleich, dass du nicht nach wirklicher Weisheit suchtest. Also gut, mit welcher Art von Tricks sollen wir anfangen?»

Der Steinerne Affe war sehr begierig. »Herr«, sagte er, »mir ist gesagt worden, Ihr könntet euch unsichtbar machen.«

Da blitzte es blau auf – ein helles Strahlen, und von dem Zauberer war nichts mehr zu sehen.

›Verflixt‹, dachte der Steinerne Affe. ›Wo ist denn der alte Herr bloß hin?‹

›Ich war gar nicht fort«, erwiderte der Zauberer, der alsbald wieder erschien und schrecklich grinste. Um aber zu zeigen, was er alles konnte, verschwand er sofort noch einmal.

›Wo seid Ihr?«, fragte der Steinerne Affe, der sich gefoppt fühlte, »ich kann euch nirgendwo sehen.«

›Natürlich nicht!«, spottete der Zauberer. »Ich bin unsichtbar.« Und er hüpfte aus dem blauen Dunst hervor und war glänzender Laune.

›Jetzt lasst es mich mal versuchen«, bat der Steinerne Affe. »Aber zeigt mir zuerst, wie Ihr es gemacht habt!«

›Gut, um damit zu beginnen, musst du eine Probe aus meinem Zaubertopf kosten«, sagte der Zauberer, nahm einen langen Hornlöffel und tauchte ihn in das Gebräu, das zischend und sprudelnd über dem Feuer hing. Dann packte er den Steinernen Affen bei der Nase und flößte ihm eine tüchtige Portion ein.

›Spt-t-t-t!« Der Steinerne Affe versuchte den Zaubertrank auszuspucken. »Spt-t-t-t!« Es war zwecklos. Er

musste alles hinunterschlucken. »Was für ein grässliches Zeugs! Ugh!«, gurgelte er.

›Wenn du deinen Zaubertrank ausspuckst, wirkt er nicht«, warnte der Zauberer, »aber ich denke, es ist schon alles runter. Jetzt! Wünsche dir, dass ich dich nicht mehr sehen kann!«

›Ich hab's gewünscht«, knurrte der Steinerne Affe mit einer Stimme, die ganz weit entfernt zu sein schien. »Könnt Ihr mich sehen?«

›Nein, den Göttern sei Dank!«, erwiderte der Zauberer. »Das ist ein ganz vortreffliches Gebräu in meinem Topf. Jetzt, komm wieder raus aus dem Nichts!«

Der Steinerne Affe tat es, wobei er ziemlich zerknittert, aber eitel und gierig wie immer aussah.

›Wollt Ihr sonst noch etwas für mich tun?«, fragte er.

›Wenn du etwa wünschst, dass man dich nicht hört, werde ich dir mit Freuden dazu verhelfen«, sagte der Zauberer und schüttete dabei etwas gelbes Pulver in den Topf.

Der Steinerne Affe erwog seine Chancen und enthüllte dann seinen größten Wunsch.

›Ich wünsche mir, dass ich fliegen könnte«, sagte er.

›Gut, dann fliege! Fliege von hier fort, so weit und so schnell du kannst!« Der Zauberer schlug dem Steinernen Affen bei diesen Worten mit dem Hornlöffel derb auf den Kopf.

›Oh, ich fliege! Ich fliege! Danke, Herr, vielen Dank!«, schrie völlig überrascht der Steinerne Affe. »Nur ein Ding noch, Herr Zauberer, und fort bin ich!«

»Alles, um dich nur loszuwerden. Was ist es denn?«, schnaubte der Zauberer.

»Ich wünsche mir, weiter zu springen, als jemals zuvor ein Affe gesprungen ist«, sagte der Steinerner Affe.

»Dann spring fort!« Der Zauberer gab dem Steinernen Affen einen weiteren Klaps mit seinem Löffel, als er diesen letzten Wunsch bewilligte.

Fort sprang darauf der Steinerner Affe. Hopp-la! Ein paar 1000 Meilen mit jedem Sprung, bis er von der Erde weg geradewegs in den Himmel sprang, wo in seinem Palaste der große Gott Buddha thronte. Der geringere Gott beklagte sich eben bei ihm: »Großer Gott Buddha, das ist der Steinerner Affe, den ich mir bloß zum Spaß geformt habe. Oh, wie sehr bedaure ich jetzt, dass ich das getan habe, denn der Übermut dieses Geschöpfes kennt keinerlei Grenzen. Jetzt, nachdem er sich von dem Zauberer Tsu-shih ein wenig Magie erborgt hat, hat er – in wenigen aufgeblasenen Sprüngen – die Reise vom Chinesischen Königreich von Ao-lai angetreten und einen noch größeren Sprung geradewegs in euer himmlisches Reich getan. In seiner Eitelkeit hat er sich gerühmt, er wünsche jetzt, Herr des Himmels zu sein.«

Der Buddha nickte. Sein Lächeln war genauso weise wie leuchtend.

»Erzähle mir mehr davon!«, sagte er gütig.

»Er hat schon eine Menge Unheil angerichtet«, fuhr der geringere Gott fort, »denn – gleich anderen Affen – besitzt er ja keinerlei Verstand. Ich tadle mich deshalb

ein wenig, denn weil ich darüber müde wurde, ihn herzustellen, vergaß ich, ihn mit dergleichen auszustatten.«

»Wo ist dieser Steinerner Affe?«, fragte der Gott Buddha.

»Großer Gott, in eurem Wolkenpalast, den er fast schon völlig in Stücke gerissen hat«, war die Antwort.

Majestätisch erhob sich der Gott Buddha von seinem Thron. »Lass uns dorthin gehen«, war alles, was er sagte.

Und die beiden begaben sich zum Palaste aus Wolken, wo der Steinerner Affe sich aufhielt und gerade dabei war, alle Welt zu beschimpfen und zu erzählen, er sei der neue Meister des Himmels.

»Wer wagt es, sich mit mir einzulassen? Wer wagt es, mit mir anzubandeln?«, tobte er und war gerade dabei, eine Wolke in winzige Fetzen zu zerreißen, als er eine Stimme vernahm, die ihn erbeben ließ.

»Steinerner Affe!«, sagte der Gott Buddha. »Was wünschst du?«

Der Steinerner Affe verbeugte sich tief, stellte aber dreist sein Ansinnen: »Herr und Gebieter des Himmels zu sein. Ich, der ich auserwählt wurde, König der Affen zu sein, bin für eine solche Beförderung sehr wohl befähigt. Seht nur, mein Gott Buddha, wie ich springen kann!«

Und der Steinerner Affe tat seinen stolzesten Sprung. In einer Sekunde war er außer Sicht. In einer weiteren wieder zurück.

»Könnt Ihr das überhaupt, mein Gott Buddha?«, fragte er dreist und unverschämt.

Der Gott Buddha lächelte wieder. Wahrhaftig, dieses

Geschöpf – mit allen Kniffen und Tricks eines Affen – amüsierte ihn köstlich.

»Steinerne Affe«, sagte er, »ich will mit dir eine Wette abschließen. Komm aus dem Palast heraus und stelle dich hier auf meine Hand! Wenn du aus meiner Hand herauszuspringen vermagst, dann sollst du der Herr des Himmels sein – wie du es dir wünschst; aber wenn du nicht aus meiner Hand herausspringen kannst, wirst du hinunter zur Erde geschickt werden und nie wieder heraufkommen dürfen.«

»Ha ha ha!«, schwafelte der Steinerne Affe. »Aus eurer Hand herausspringen, mein Gott Buddha? Das ist für mich eine Kleinigkeit. Ich gebe zu, eure Hand ist groß. Aber streckt sie aus und seht her! Jetzt stehe ich drauf. Eins, zwei, drei – fertig: los! Weg bin ich!«

Und er sammelte alle seine Kräfte, tat seinen wildesten Sprung, und seht an: Er war außer Sicht! Plötzlich sah er fünf große rote Pfeiler am Rande des Raumes stehen und darüber hinaus war das Nichts. Und er redete eitel-hochtönend mit sich selber. »Weiter kann niemand springen! Ich werde auf einem der großen roten Pfeiler meinen Namen einritzen, eben um dem Gott Buddha zu zeigen, wie weit ich gesprungen bin. Er mag herkommen und selber sehen. Jetzt – ein voller Sprung und ich bin wieder zurück auf jener großen Hand.«

»Steinerne Affe!«, kam da die himmlische Stimme, ganz dicht am haarigen Ohr des Affen: »Wann willst du denn nun springen?«

»Wann? Aber ich bin doch gesprungen!«, erwiderte der Steinerne Affe in schwer gekränkter Bestürzung. »Ich sprang bis ans Ende des Weltenraumes und schaute hinunter ins Nichts. Wenn Ihr sehen wollt, wie weit ich gelangte, setzt euch auf meinen Rücken, und ich werde euch dorthin mitnehmen, damit Ihr's seht. Da sind fünf rote Pfeiler und auf einem von ihnen habe ich meinen Namen eingeritzt, um euch zu beweisen, dass ich mit meinem Sprung die gesamte Strecke geschafft habe.«

»Sieh hier, Affe«, sagte der Gott Buddha, »schau auf meine Hand! Was liest du auf dem zweiten Finger?«

Der Steinerne Affe starrte und starrte, dann entfuhr ihm ein Gequieke des Schreckens und der Angst.

»Mein Name, mein Name! Aber wie kommt es nur, dass er da eingeritzt ist?«, schrie er.

»Die ganze Welt ruht in meiner Hand«, antwortete der Gott Buddha ganz ruhig. »Der Himmel und alle seine Sterne liegen in meiner Hand. Wie könntest dann du, Steinerne Affe, aus ihr herausspringen? Meine Hand war die ganze Zeit unter dir. Niemand, nicht einmal ein Steinerne Affe, kann ihr je entkommen. Nun aber geh hinunter zur Erde und lerne Demut und Bescheidenheit!«



HASENLIST

Diese Fabel stammt aus dem »Panchatantra«, einem der wichtigsten Werke der altindischen Literatur. Sie wanderte in Übersetzungen über Persien, Syrien und Italien schließlich auch nach Deutschland – wahrscheinlich schon um das Jahr 1480.

Auf dem Berge Mandara hauste ein Löwe namens Durganta. Da dieser unaufhörlich viele Tiere mordete, so vereinigten sich diese und wandten sich an den Löwen:

»Herr, warum rottest du denn alle Tiere aus? Wir wollen dir lieber selbst eines täglich zu deiner Nahrung bringen.«

Der Löwe willigte ein, und so führten sie furchtsam täglich ein Tier herbei.

Da fiel eines Tages die Wahl auf einen alten Hasen. Dieser dachte: »Man muss für sein Leben klug sein, wenn man hoffen will, es zu erhalten. Warum soll ich artig gegen den Löwen sein, wenn ich zum Tode geführt werde? Ich werde mich ihm ganz, ganz langsam nähern«, beschloss er und ging zu ihm.

Als der Löwe, der von Hunger gepeinigt war, ihn so sah, sagte er zornig: »Warum kommst du so schleppend daher?«

»Es ist dies nicht meine Schuld«, sagte der Hase. »Auf dem Wege wurde ich von einem anderen Löwen gepackt.

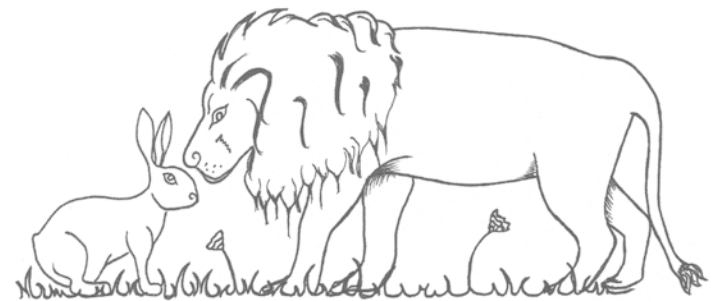
Und nachdem ich ihm geschworen habe, wiederzukommen, bin ich nun hier, um dich davon zu benachrichtigen.«

»Komm schnell!«, erwiderte der Löwe zornig. »Zeige mir, wo der Schändliche weilt!«

Der Hase nahm den Stolzen mit sich und ging zu einem tiefen Brunnen.

Als er dort angekommen war, zeigte er dem Löwen sein eigenes Spiegelbild in dem Brunnenwasser und sagte: »Sieh, Herr, da ist er!« Aufgeblasen vor Stolz warf sich der Löwe zornig auf den anderen Löwen im Brunnen und fand den Tod.

Deshalb sagt man: Wer Verstand hat, der ist stark. So wird gar ein hungriger und wütender Löwe von einem Hasen getötet.



III
REISEBERICHT UND DSCHUNGBUCH –
MARK TWAINS UND RUDYARD KIPLINGS
INDIEN

MEINE WELTREISE NACH INDIEN

Wer kennt nicht Tom Sawyer und Huckleberry Finn und ihre Mississippi-Abenteuer? Ihr Erfinder, der weltberühmte amerikanische Autor Mark Twain, ging 1895 auf eine mehr als einjährige Weltreise, die ihn auch nach Indien führte ...

20. Januar. Bombay! – wie ein Märchen aus »Tausendundeiner Nacht«, entzückend, verwirrend, bezaubernd! Es ist eine ungeheure Stadt, mit etwa einer Million Einwohner, meist braune Leute; die wenigen Weißen, die man zerstreut unter der Masse der Bevölkerung sieht, kommen gegen alle die dunklen Gesichter kaum in Betracht. Hier ist es Winter: ein himmlisches Juniwetter und frisches, köstliches Sommerlaub. Im Schatten der großen prächtigen Baumreihe, dem Hotel gegenüber, sitzen malerische Gruppen von Eingeborenen beiderlei Geschlechts; der Gaukler im Turban mit den Schlangen und Zauberkünsten ist natürlich dabei. Den ganzen Tag sieht man die verschiedenartigsten Trachten zu Fuß und zu Wagen vorüberziehen; es ist, als könnte man nie müde werden, diese endlosen Wandel-

bilder, dies glänzende und stets wechselnde Schauspiel zu betrachten. Die fest eingekleitete Masse der Eingeborenen im großen Basar bot einen wunderbaren Anblick; es war ein Meer von bunten Turbans und faltigen Gewändern, zu dem die fremdartigen, prunkvollen indischen Bauwerke gerade den richtigen Hintergrund bildeten. Bei Sonnenuntergang folgte ein anderes Schauspiel: eine Fahrt am Seestrande bis zur Malabarspitze, wo Lord Sandhurst, der Gouverneur der Präsidentschaft Bombay, wohnt. Auf der ersten Hälfte des Weges, den alle Welt fährt, steht ein schöner Parsenpalast neben dem andern. Die Privatequipagen der reichen Engländer und vornehmen Eingeborenen haben außer dem Kutscher noch drei Bediente in wundervollen orientalischen Livreen. Zwei davon, prächtig anzuschauen, stehen als beturbante Statuen hintenauf. Manchmal nehmen selbst die öffentlichen Fuhrwerke dergleichen überschüssige Diener mit: einen zum Fahren, einen, um neben dem Kutscher zu sitzen und ihm zuzusehen, und einen, der hinten auf dem Tritt steht und schreit, wenn jemand im Wege ist; wenn niemand da ist, schreit er auch, um nicht aus der Übung zu kommen. Das alles bringt Leben und Bewegung mit und erhöht den Gesamteindruck von Hast, Schnelligkeit, Lärm und Verwirrung.

In der Nähe der »Lästerspitze« – ein sehr bezeichnender Name – sind Felsen, auf denen man bequem sitzen kann, um nach der einen Seite hin den herrlichen Blick auf das Meer zu genießen und auf der andern die Menge der

schön geschmückten Wagen bei der Hin- oder Rückfahrt vorbeirasseln und jagen zu sehen; dort haben die Frauen wohlhabender Parsen in Gruppen Platz genommen, wahre Blumenbeete voll Farbenglanz, ein unwiderstehlich fesselndes Bild. Trab, trab, trab, kommt es die Straße entlang, einzeln, zu zweien, in Gruppen und Abteilungen – das sind Arbeiterscharen, Männer und Frauen, aber nicht gekleidet wie bei uns. Der Mann, meist eine große, stolze Athletengestalt, hat außer seinem Lendentuch nicht einen Fetzen an, seine Gesichtsfarbe ist dunkelbraun, auf der glatten Haut, die wie Atlas glänzt, treten die Muskeln in Wülsten hervor, als ob Eier darunterlägen. Die Frau ist gewöhnlich schlank und wohlgebildet, kerzengerade wie ein Blitzableiter und trägt nur ein Kleidungsstück – einen langen, hellfarbigen Stoffstreifen, den sie um Kopf und Leib windet, fast bis zu den Knien herunter, und der sich so fest wie ihre eigene Haut an den Körper schmiegt. Füße und Beine sind nackt, desgleichen die Arme, bis auf die Gehänge von losen verschlungenen Silberringen an den Armen und Fußgelenken. Auch in der Nase trägt sie Schmuck und glänzende Ringe an den Fußzehen. Beim Schlafengehen wird sie ihr Geschmeide wohl ablegen; mehr kann sie nicht ausziehen, sonst würde sie sich erkälten. Man sieht sie meist mit einem großen, schön geformten Wasserkrug von blankem Metall, den sie mit erhobenem Arm auf dem Kopfe festhält. Aufrecht, würdevoll und doch mit leichtem, anmutigem Gang kommt sie daher; ihr gebogener Arm und der blanke Krug erhöhen

noch die malerische Wirkung und machen sie zu einer wahren Zierde für die Straße. Unsere Arbeiterfrauen können es ihr darin auch nicht entfernt gleich tun.

Farben, wohin man blickt, entzückende, bezaubernde Farben, ringsumher und längs der gewundenen Straße an der großen, bunt schillernden Bucht, bis man das Haus des Gouverneurs erreicht. Dort stehen, den Turban auf dem Kopf, die großen Chuprasses, die eingeborenen Diener, in ihren feuerroten Gewändern an der Eingangspforte gruppiert und bilden den theatralischen Schluss des prächtigen Schauspiels. O, wäre ich doch ein Chuprassy!

Ja, das ist Indien! Das Land der Romantik und der Träume, wo fabelhafter Reichtum und fabelhafte Armut wohnt, das Land der Pracht und der Herrlichkeit, der Lumpen, der Paläste und elenden Hütten, der Pest und Hungersnot, der Schutzgeister und Riesen, wo Aladins Lampe, Tiger, Elefanten, die Kobra, der Dschungel zu finden sind, wo hunderterlei Völker in hunderterlei Sprachen reden, das 1000 Religionen und 2 Millionen Götter hat. Indien ist die Wiege des Menschengeschlechts, der Geburtsort der menschlichen Sprache, die Mutter der Geschichte, die Großmutter der Sage, die Urgroßmutter der Überlieferung; was für andere Völker graues Altertum ist, zählt zu Indiens jüngster Vergangenheit. Es ist das einzige Land unter der Sonne, das für den Fürsten und den Bettler, den Gebildeten und den Unwissenden, den Weisen und den Toren, den Sklaven und den Freien den gleichen, unzerstörbaren Reiz besitzt. Alle Menschen

möchten es sehen, und wer es einmal auch nur flüchtig geschaut hat, würde die Wonne dieses Anblicks nicht für alles Schaugepränge eintauschen, das der gesamte übrige Erdball zu bieten vermag.

Selbst jetzt, nach Ablauf eines Jahres, ist mir die sinnverwirrende Freude jener Tage in Bombay noch vollkommen gegenwärtig, und ich hoffe, sie wird mich nie verlassen. Es war alles ganz neu und ungewohnt; auch warteten die Überraschungen nicht erst bis zum nächsten Morgen, sie waren da, sobald wir das Hotel betraten. In den Hallen und Vorsälen wimmelte es von braunen Eingeborenen mit Turban, Fes oder gestickter Mütze, die in baumwollenem Gewand barfuß durcheinander liefen oder ruhig auf dem Boden saßen und hockten. Einige schwatzten mit großem Nachdruck, andere saßen still und träumerisch da; im Speisezimmer stand hinter dem Stuhl jedes Gastes sein farbiger Aufwärter, angekleidet wie in einem Märchen aus »Tausendundeiner Nacht«.

Unsere Zimmer waren nach vorn hinaus in einem oberen Stock. Ein Weißer – es war ein handfester Deutscher – führte uns hinauf und nahm drei Hindus mit, um alles in Ordnung zu bringen. Etwa 14 andere folgten in langem Zuge mit dem Handgepäck; jeder trug nicht mehr als ein Stück, was es auch sein mochte. Ein starker Eingeborener trug meinen Überzieher, ein anderer einen Sonnenschirm, der Dritte eine Schachtel Zigarren, der Vierte einen Roman, und der Letzte kam nur noch mit einem Fächer beladen daher. Sie taten das alles mit großem

Ernst und Eifer; von vorn bis hinten war in dem ganzen Zuge auf keinem Gesicht ein Lächeln zu sehen. Jeder Einzelne wartete, ruhig, geduldig und ohne die geringste Eile zu verraten, bis er ein Kupferstück erhielt, dann verneigte er sich ehrfurchtsvoll, legte die Finger an die Stirn und ging seiner Wege. Diese Leute scheinen sanften und milden Gemüts zu sein; es lag etwas Rührendes in ihrem Verhalten, das zugleich für sie einnahm.

Eine große Glastür führte zum Balkon hinaus. Sie sollte geputzt oder verriegelt werden – was weiß ich – und ein Hindu kniete auf dem Boden, um die Arbeit zu tun. Anscheinend machte er seine Sache ganz ordentlich, aber das musste wohl nicht der Fall sein, denn die Miene des Deutschen verriet Unzufriedenheit, und ohne ein Wort der Erklärung schlug er den Hindu plötzlich derb ins Gesicht und sagte ihm dann erst, was er falsch gemacht hatte. Der Diener nahm die Züchtigung demütig und schweigend hin; auch zeigte weder sein Gesichtsausdruck noch sein Wesen überhaupt den geringsten Groll. Mir schien es eine wahre Schande, so etwas in unserer Gegenwart zu tun; seit 50 Jahren hatte ich einen solchen Auftritt nicht erlebt. Urplötzlich fühlte ich mich in meine Knabenzeit zurückversetzt und mir fiel ein, dass dies ja die gewöhnliche Art sei, wie man einem Sklaven seine Wünsche begreiflich machte – eine Tatsache, die mir ganz entfallen war. Damals hatte ich diese Methode richtig und natürlich gefunden, denn ich war von klein auf daran gewöhnt und glaubte, man mache das nirgends anders; aber ich erinnere mich recht

gut, dass mir bei solchen stumm ertragenen Schlägen der Empfänger stets Leid tat und ich mich für den Strafenden schämte. Mein Vater war ein edler, gütiger Mann, sehr ernst und enthaltsam, von strengster Gerechtigkeit und Redlichkeit, ein rechtschaffener Charakter durch und durch. Zwar war er nicht Mitglied irgendeiner Kirche, sprach auch nie von religiösen Dingen und nahm an den frommen Freuden seiner presbyterianischen Familie keinen Anteil, doch schien er das nicht als Entbehrung zu empfinden. Er hat mich, solange er lebte, nur zweimal körperlich gezüchtigt und gar nicht hart. Einmal, weil ich ihn belogen hatte – was mich höchst überraschte und mir sein gutes Zutrauen bewies, denn es war keineswegs mein erster Versuch gewesen. Mich schlug er, wie gesagt, nur zweimal und seine andern Kinder gar nicht; aber unsern kleinen gutmütigen Sklaven Lewis ohrfeigte er häufig für die geringfügigste Ungeschicklichkeit oder ein kleines Versehen. Mein Vater hatte von Geburt an unter Sklaven gelebt, und wenn er sie schlug, so tat er das nach damaliger Sitte gegen seine Natur. – Als ich zehn Jahre alt war, sah ich einmal, wie ein Mann einem Sklaven im Zorn ein Stück Eisenerz an den Kopf warf, weil er etwas ungeschickt gemacht hatte – als ob das ein Verbrechen wäre. Es sprang von seinem Schädel ab, und der Mensch fiel hin, ohne einen Laut von sich zu geben. Nach einer Stunde war er tot. – Ich wusste wohl, dass der Herr das Recht hatte, seinen Sklaven zu töten, wenn er wollte, aber doch kam es mir erbärmlich vor und eigentlich unstatthaft, wiewohl ich nicht gescheit

genug gewesen wäre, um zu erklären, was unrecht sei daran, wenn man mich gefragt hätte. Niemand in unserem Dorf billigte jene Mordtat, aber es war natürlich nicht viel davon die Rede.

Merkwürdig, wie der Gedanke Raum und Zeit überspringen kann! Eine Sekunde lang war mein ganzes Ich in dem kleinen Dorf von Missouri auf der andern Halbkugel der Erde; jene vergessenen Bilder von vor 50 Jahren standen mir lebendig vor Augen, und alles Übrige versank gänzlich vor meinem Bewusstsein. In der nächsten Sekunde war ich schon wieder in Bombay, während die Backe des knienden Dieners noch von der Ohrfeige brannte. Bis zur Knabenzeit – 50 Jahre – zurück ins Alter – abermals 50 und ein Flug um den ganzen Erdball – alles im Zeitraum von zwei Sekunden!

Verschiedene Eingeborene – ich weiß nicht mehr wie viele – begaben sich nun in mein Schlafzimmer, brachten alles in Ordnung und befestigten das Moskitonetz. Dann legte ich mich zu Bett, um meine Erkältung rascher loszuwerden. Es war etwa neun Uhr abends und an Ruhe gar nicht zu denken. Drei Stunden lang dauerte das Geschrei und Gekreisch der Eingeborenen in der Vorhalle noch ununterbrochen fort, auch das sammetweiche Getrappel ihrer behändigen, nackten Füße hörte nicht auf. Nein, dieser Lärm! Alle Bestellungen und Botschaften wurden drei Treppen hinuntergeschrien; es klang wie Aufruhr, Meuterei, Revolution. Auch noch andere Geräusche kamen hinzu: von Zeit zu Zeit ein furchtbarer Krach, als ob Dächer

einfielen, Fenster zerbrachen, Leute ermordet würden. Dann hörte man die Krähen krächzen, hohnlachen, fluchen; Kanarienvögel kreischten, Affen schimpften, Papageien plapperten, zuletzt erscholl wieder ein teuflisches Gelächter, gefolgt von Dynamitexplosionen. Bis Mitternacht hatte ich alle nur erdenklichen Schreckschüsse über mich ergehen lassen und wusste nun, dass mich nichts mehr überraschen und stören konnte – ich war auf alles gefasst. Da trat plötzlich Ruhe ein – eine tiefe, feierliche Stille, die bis fünf Uhr morgens dauerte.

Dann ging der Spektakel aber von Neuem los. Und wer hatte ihn angefangen? Die indische Krähe – dieser Vogel aller Vögel. Mit der Zeit lernte ich ihn näher kennen und war dann ganz in ihn vernarrt. Ich glaube, er ist der durchtriebenste Spitzbube, der Federn trägt, und dabei so lustig und selbstzufrieden wie kein anderer. Ein solcher Vogel konnte nicht mit einem Mal zu dem geschaffen werden, was er ist: Unvordenkliche Zeitalter haben an seiner Entwicklung gearbeitet. Er ist öfter wieder geboren als der Gott Shiva und hat bei jeder Seelenwanderung etwas zurückbehalten und es seinem Wesen einverleibt. Im Verlauf seines stufenweisen Fortschritts, seines glorreichen Vorwärtsschreitens zu schließlicher Vollendung, ist er ein Spieler gewesen, ein zuchtloser Priester, ein Komödiant, ein zänkisches Weib, ein Schuft, ein Spötter, ein Lügner, ein Dieb, ein Spion, ein Angeber, ein käuflicher Politiker, ein Schwindler, ein berufsmäßiger Heuchler, ein bezahlter Patriot, auch Reformator, Vorleser, Anwalt,

Verschwörer, Rebell, Royalist, Demokrat; er hat sich überall eingemischt, sich unehrerbietig und zudringlich benommen, hat ein gottloses, sündhaftes Leben geführt, bloß weil es ihm das größte Gaudium machte. Und das Ergebnis der stetigen Ansammlung aller verwerflichsten Eigenschaften ist merkwürdigerweise, dass er weder Sorge noch Kummer noch Reue kennt; sein Leben ist eine einzige Kette von Wonne und Glückseligkeit, und er wird seiner Todesstunde ruhig entgegensehen, da er weiß, dass er vielleicht als Schriftsteller oder dergleichen wieder geboren wird, um sich dann womöglich als noch größerer Schwerenöter behaglicher zu fühlen denn je zuvor.

Wenn die Krähe mit großen Schritten breitbeinig einherkommt, dann seitlich ein paar kräftige Hopser macht, eine unverschämte, pfiifige Miene aufsetzt und den Kopf schlau auf die Seite legt, erinnert sie an die amerikanische Amsel. Doch ist sie viel größer und lange nicht so schlank und wohlgebaut; auch ihr schäbiger grau und schwarzer Rock hat natürlich nicht den herrlichen Metallglanz, in dem das Federkleid der Amsel prangt. Die Krähe ist ein Vogel, der nicht schweigen kann; er zankt, schwatzt, lacht, schnarrt, spottet und schimpft beständig. Seine Ansicht äußert er über alles, auch wenn es ihn gar nichts angeht, mit größter Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit. Er nimmt sich nicht erst Zeit nachzudenken, weil er keine Gelegenheit vorbeigehen lassen will, ohne seine Meinung zum Besten zu geben, selbst wenn es sich gerade um etwas ganz anderes handelt.

Ich glaube, die indische Krähe hat keinen Feind unter den Menschen. Sie wird weder von Weißen noch Mohammedanern belästigt, und der Hindu tötet schon aus religiösen Rücksichten überhaupt kein Geschöpf; er schont selbst das Leben der Schlangen, Tiger, Flöhe und Ratten. Wenn ich an einem Ende auf dem Balkon saß, pflegten sich die Krähen auf dem Gitter am andern Ende zu versammeln und ihre Bemerkungen über mich zu machen; nach und nach flogen sie näher herzu, bis ich sie fast mit der Hand erreichen konnte. Da saßen sie und unterhielten sich ohne Scham und Scheu über meine Kleider, mein Haar, meine Gesichtsfarbe und vermutlich auch über meinen Charakter, Beruf und politischen Standpunkt und wie ich nach Indien gekommen sei, was ich schon alles getan hätte, wie viele Tage mir zur Verfügung stünden, warum ich noch nicht an den Galgen gekommen wäre, ob es mir noch lange glücken würde, dem Strick zu entgehen, ob es da, wo ich herkäme, noch mehr Leute meines Schlages gäbe und so immer fort, bis ich es vor Verlegenheit nicht länger aushalten konnte und sie wegscheuchte. Darauf kreisten sie eine Weile in der Luft, unter Geschrei, Gespött und Hohngelächter, kamen dann wieder auf das Gitter geflogen und fingen die ganze Geschichte noch einmal von vorne an.

In wahrhaft überlästiger Weise zeigten sie aber ihre gesellige Neigung, wenn es etwas zu essen gab. Ohne dass man ihnen erst zureden brauchte, kamen sie auf den Tisch geflogen und halfen mir mein Frühstück zu verzeh-

ren. Als ich einmal ins Nebenzimmer ging und sie allein ließ, schleppten sie alles fort, was sie nur tragen konnten und obendrein lauter für sie ganz nutzlose Dinge. Man macht sich keinen Begriff davon, in welcher Unzahl sie in Indien vorkommen, und der Lärm, den sie verursachen, ist nicht zu beschreiben. Ich glaube, sie kosten dem Lande mehr als die Regierung, und das ist keine Kleinigkeit. Doch leisten sie auch etwas dafür, und zwar durch ihre bloße Gegenwart. Wenn man ihre lustige Stimme nicht mehr zu hören bekäme, so würde die ganze Gegend einen trübseligen Anstrich erhalten.



IV
VON KASTEN UND ANDEREN
UNGERECHTIGKEITEN –
ERZÄHLUNGEN UND REPORTAGEN

SUNDAR UND DER ELEFANT

Kunha Arnone, die Autorin dieser Geschichte, stammt aus einer Familie, die im Bergland des südwestlichen Himalaja beheimatet ist. Hier, fernab von den großen Städten, wird die uralte Kunst des Erzählens seit Generationen gepflegt.

Es ist noch nicht allzu lange her, da lebte in einem wunderschönen Dorf, dem Dorf Mana, ein kleiner Junge. Er hieß Sundar, und sein Vater war der oberste Wärter der Tempelelefanten. Täglich ging der Bub hinunter in den Tempelhof. Dort sah er zu, wie die Wärter die vier riesigen Tempelelefanten pflegten und fütterten.

In der Mittagsglut, wenn die Tiere zum Baden und Abschrubben an den Fluss geführt wurden, ritt der Junge den allergrößten Elefanten. Er hockte auf dem breiten Nacken vor seinem Vater. Die anderen folgten. Sie wurden von den jüngeren Hütern geritten. Auf dem Heimweg, wenn die geputzten Elefantenzähne in der Nachmittagssonne funkelten und die Haut von dem duftenden Massageöl glänzte, sangen die Wärter immer ein langsames Lied. Es war ein Lied in dem langsamen, behaglichen

Rhythmus der Elefantentritte. Man kann es im ganzen Land bis auf diesen Tag hören. Die Elefantenwärter bei den Tempeln singen es seit vielen 100 Jahren.

Sundar hörte die starke, männliche Stimme seines Vaters besonders gern, wenn sie sich manchmal mit den Stimmen der jüngeren Wärter verband bei dem Lied:

*»Habt ihr noch nie einen Elefanten
in Seide und Gold gesehen?
Noch nie einen Pfauenfächer
wie Elefantenwärter gehalten?
Noch nie mit einer bunten Menge
eine Tempelschwelle überschritten?
Noch nie mein Volk
ein frommes Lied singen hören?«*

Dann wusste der Junge immer, dass er sich nichts sehnlicher wünschte, als bald groß zu werden und Elefantenwärter zu sein wie sein Vater. Ganz für sich allein wollte er einen Elefanten zu versorgen haben.

Nun hatte der Rajah von Mana, dem das Dorf, der Fluss und all die Wälder der sieben Hügel gehörten, einen einzigen Sohn. Der war etwas älter als Sundar. Manchmal kam der Yuvraj, der junge Herr, mit den Palasttreibern zum Flussufer, wenn die königlichen Elefanten zum Baden und Schrubben gebracht wurden. Sundar tat der junge Prinz immer etwas leid, weil er nicht auf dem breiten Elefantennacken reiten durfte. Er saß immer eingepfercht in

einer Elefantensäufte. Und wenn er auf- oder absteigen wollte, musste ihm einer der Treiber helfen. Außerdem konnten die Palasttreiber auch ihren Elefanten kein altes Lied singen, wenn sie in der Nachmittagssonne heimritten.

Eines Tages, als Sundar ungefähr elf Jahre alt war, befahl der Rajah von Mana plötzlich eine Elefantenjagd.

Die Jäger fingen in jener Nacht zwei junge Elefanten in einer Falle. Den älteren nahm der Rajah heim zu seinem Palast. Er sollte ein Geschenk für des Yuvraj 12. Geburtstag in 3 Wochen werden. Der Geburtstag des Yuvraj wurde alljährlich glanzvoll begangen. Immer wurden die Armen des Landes zum Essen geladen. Immer saßen abends der Rajah, die Rani und der Yuvraj auf einem buntgeschmückten Elefanten in einer leuchtend roten Säufte. Mit Trommelwirbel und Trompeterchören an der Spitze ritten sie einer Prozession voran, bei der alle Dorfbewohner zu Fuß mitmarschierten.

Die Tempelelefanten trugen festliche Seide und prächtigen Schmuck und trotteten in der Prozession.

Später gab es dann ein Feuerwerk, das die ganze hügelige Gegend in einen Farbreigen tauchte. Dazu kamen Vorführungen von Zauberern, die jedes Kinderherz höher schlagen ließen.

Darum freuten sich Männer, Frauen und Kinder des Dorfes alle Jahre auf den Geburtstag des Yuvraj.

Nun war es Sitte in Mana, dass der Rajah dem Tempel stets auch einen jungen Elefanten schenkte, wenn er einen für sich fing. Der Palast bekam darum auch dies-

mal den einen, der Tempel den anderen Elefanten. Dieser junge Elefant jedoch wollte sich nicht zähmen lassen. Er stand im Tempelhof mit dem Gesicht zur Wand. Er fraß nichts und legte sich nicht hin. Wenn die Wärter sich näherten, stieß er nach ihnen mit seinen Hinterbeinen oder schlug sie mit seinem Schwanz.

Auch trompetete er nie. Nun war schon der dritte Abend und Sundars Vater war ganz unglücklich.

»Er ist jung und stolz«, sagte er zu Sundars Mutter, als sie ihm und ihrem Sohn das Abendessen auftrug. »Irgendetwas stimmt nicht mit ihm. An manchen Stellen ist seine Haut dunkler als bei den anderen Elefanten. So etwas habe ich noch nicht gesehen. Allerdings ist er auch so mit Schmutz aus der Falle voll geschmiert, dass man nichts Sicheres dazu sagen kann. Er steht im Tempelhof da, mit dem Gesicht zur Wand. Selbst ich weiß nicht, was ich mit ihm anfangen soll.«

Sundars Vater hielt, tief in Gedanken, seinen Reisball zwischen Schale und Mund.

Er war sehr bekümmert. »Nur noch drei Wochen bis zum Geburtstag von Yuvraj. Bis dahin haben wir ihn bestimmt nicht gezähmt, ganz sicher nicht«, meinte er. Er schob seinen Reisball in den Mund und schluckte ihn hinunter.

»Es ist fast so, als sei er ein Königssohn. Und als wüsste er es. Ich würde mich nicht wundern, wenn wir wirklich den Sohn vom Elefantenkönig der sieben Hügel gefangen hätten.«

Er erhob sich, wusch die Hände, legte seinen Turban an und verließ das Haus.

»Ich will's heute Nacht noch einmal versuchen. Wenn es überhaupt Sinn hat, einen störrischen, jungen Elefanten zu bändigen ...«

Sundar lag wach auf seiner niedrigen Liege unter dem Banyanbaum, direkt neben der Eingangstür. Er wartete auf seines Vaters Rückkehr. Der Docht in der Öllampe, die seine Mutter für ihren Mann in den Eingang gestellt hatte, flackerte schon unruhig, bis Sundar endlich die Schritte seines Vaters hörte.

Er fuhr hoch und lauschte.

Wieder hörte er, dass der junge Elefant stolz und hartnäckig alle Zähmungsversuche des Vaters abgewiesen hatte.

»Es war so, als existierten wir gar nicht«, hörte er seinen Vater flüstern. »Ich fürchte, wir können nur noch eins tun, ihn wieder in die Wildnis schicken.«

Durch seinen Blätterbaldachin sah Sundar, wie sich der Mond rund und voll am wolkenlosen Himmel erhob. Das Dorf schlief. Die ganze Welt lag ruhig und friedlich.

Der Junge stand auf.

Nur mit seinem weißen Hemd bekleidet, ohne Turban und Sandalen marschierte er über den vertrauten Grasweg zum Tempel.

In dem kleinen Seitenhof sah er den jungen Elefanten. Ganz allein stand er da, unbeweglich, mit dem Gesicht zur Wand. Auf dem Boden neben ihm lag ein Strohsack.

Und reichlich Trinkwasser in großen irdenen Gefäßen war bereitgestellt. Die Luft war voll vom süßen Duft reifer Bananen, vermischt mit dem frischen Geruch von Zu-

ckerrohr und Gurken. Sundar war sich klar darüber, wie sehr sich der Vater bemüht hatte.

Barfuß und ohne Kopfbedeckung ging der Junge auf den Elefanten zu. Sein schmaler, schwarzer Schatten fiel auf die Wand vor dem Tier. Dann stand auch er da, unbeweglich wie aus Stein gehauen. Endlich pflückte sich der Junge von dem nächsten Bund eine große, rote Banane.

Dann fing er leise das Lied zu singen an, das im ganzen Land bis heute von den Elefantenhütern gesungen wird. Seit vielen 100 Jahren singt man es:

*»Habt ihr noch nie einen Elefanten
in Seide und Gold gesehen?
Noch nie einen Pfauenfächer
wie Elefantenwärter gehalten?
Noch nie mit einer bunten Menge
eine Tempelschwelle überschritten?
Noch nie mein Volk
ein frommes Lied singen hören?«*

Zärtlich, ganz zärtlich wie eine Sommerbrise streckte jetzt der Junge seine Hand aus und streichelte die breite Flanke des Tieres. Leise sang er sein Lied und arbeitete sich dabei Zoll um Zoll an dem Elefanten entlang, bis schließlich seine kleine, braune Hand die großen Ohren, die breite, flache Stirn und den langen, unbeweglichen Rüssel berührte.

Er legte die reife, rote Banane in den gewundenen Rüssel, und langsam hob er ihn an den Mund des Tieres.

Dabei hörte er nie mit seinen Liebkosungen auf, und auch nicht mit seinem Zauberlied, das seit vielen 100 Jahren indische Wärter und Tempelelefanten miteinander verbindet.

Dann bückte er sich und öffnete sanft den Knoten, mit dem die Vorderfüße an einen Pfahl festgebunden waren. Langsam wandte sich der Elefant um und sah den Jungen an. Er ließ sich neben dem Jungen auf dem Strohsack nieder. So fanden die Tempelwärter die beiden am nächsten Morgen in tiefem Schlaf. Das Tier lag auf der Seite. Der Junge lag fest eingewickelt in seinem aufgerollten Rüssel.

Jetzt hatte Sundar einen Elefanten ganz für sich allein. Er badete und schrubbte das Tier und rieb duftendes Sandelholzöl in seine dunkle Haut, bis sie glänzte. Er polierte die langen, spitzen Eckzähne, bis sie in der Sonne funkelten. Manchmal, wenn niemand in der Nähe war, ritt er das Tier zum Fluss und spät am Abend, wenn die Dorfbewohner schon zu Hause waren, zum Waldrand und wieder zurück.

Oft sang er dem Elefanten sein Zauberlied. Und jedes Mal trompetete der junge Elefant vor Freude.

Sundar nannte jetzt seinen Freund Kala-Kumar, das heißt ›Schwarzer Prinz‹, da seine Haut dunkler war als bei anderen Elefanten. Auch glaubte er, was sein Vater seiner Mutter anvertraut hatte: Vielleicht hatten sie den Sohn des Elefantenkönigs der sieben Hügel eingefangen.

Langsam gewöhnte sich Kala-Kumar auch an die anderen Menschen. Aber nur Sundar durfte ihn baden oder füttern.

Er gewöhnte sich sogar an Trommelwirbel und Trompetengesmetter im Tempelbezirk.

Drei Tage vor des Yuvraj Geburtstag ritt Sundar mit Kala-Kumar zum Waldrand. Es war Mittag, und Sundar führte den jungen Elefanten zum ersten Mal über die Hauptstraße des Dorfes.

»Was ist das für ein herrliches Tier«, riefen die Leute voll Bewunderung, als sie den jungen Elefanten sahen.

Sundar schaute herab auf Kala-Kumars glänzende, dunkle Haut und auf seine ungewöhnlich langen, weißen Eckzähne.

»Tatsächlich«, dachte er, »Kala-Kumar ist sicher der schönste Elefant, den man je gesehen hat.« Ganz glücklich fühlte er sich. Auf dem Heimweg ritt er an den Palasttoren vorbei. Dort traf er den Yuvraj.

»Ist das der junge Elefant, den mein Vater, der Rajah, vor ein paar Tagen dem Tempel schenkte?«, fragte er.

»Ja, Hoheit«, antwortete Sundar. Der Yuvraj stellte fest, wie schön der Elefant Kala-Kumar war. Sein eigener neuer Elefant, den er auf seiner Geburtstagsprozession reiten sollte, war nur ein gewöhnlicher, grauer Elefant dagegen. Er schaute auf Sundar, der auf dem Rücken des jungen Elefanten hockte.

»Du sitzt da, als wärst du der Yuvraj selber«, sagte der junge Prinz hochmütig.

»Ich sitze nicht so, als sei ich selbst der Yuvraj, Hoheit«, erwiderte Sundar. »Ich bin Sundar, der Sohn des ersten Elefantenwärters der Tempelelefanten. Mein Vater glaubt

jedoch, dass Kala-Kumar ein Prinz ist. Er hält ihn für den Sohn des Elefantenkönigs der sieben Hügel. Und der Elefant scheint es zu wissen.«

Sundar ritt weiter.

Der Yuvraj lief heim zu seinem Vater.

»Ich will den neuen, jungen Elefanten, den du dem Tempel geschenkt hast«, bat er seinen Vater. »Das ist das schönste Tier, das ich je gesehen habe. Ich will ihn an meinem Geburtstag reiten. Bitte!«

»Das lässt sich leicht machen«, sagte der Rajah.

Er klatschte in die Hände. Ein Diener erschien, dem er befahl, den obersten Elefantentreiber im Palast zu holen. Diesem gab er den Befehl: »Hol den jungen Elefanten vom Tempel hierher. Mein Sohn hat einen Narren an dem Tier gefressen. Er möchte ihn auf seiner Geburtstagsprozession reiten. Geh, bring das Tier und zähme es in den Palastställen. Und vergiss nicht, dafür den anderen Elefanten mit in den Tempel zu nehmen.«

»Ja, Hoheit«, sagte der Elefantentreiber. »Allerdings habe ich sagen hören, dass er zwar der schönste aller Elefanten, jedoch noch sehr wild und ungebändigt sei.«

»Das ist deine Sache«, erwiderte der Rajah. »Du musst ihn jedenfalls bis zum Geburtstag des Yuvraj gezähmt haben.«

Der oberste Elefantentreiber ging fort, um den Befehl des Rajahs auszuführen.

»Leicht wird es nicht für dich, Kala-Kumar zu bändigen«, sagte Sundars Vater zu ihm.

»Aber es ist nun mal die Anordnung des Rajahs.«

So bat er Sundar, den jungen Elefanten in die Palastställe zu bringen. Dort angekommen, nahm der Junge einen kräftigen Strick und band Kala-Kumars Vorderfüße an einen Pfahl. Und ohne den Elefanten anzurühren oder ihn noch einmal anzuschauen, lief er heim.

Sein Vater war zu Hause.

»Bitte«, bat Sundar, »bitte, darf ich meine verheiratete Schwester besuchen? Bitte bring mich dorthin!«

Die Eltern schauten sich an. Leise packte die Mutter ein Bündel mit Wäsche und Kleidern und ein zweites mit Esswaren für ihre Tochter. Das gab sie ihrem Mann. Der Junge verbeugte sich zum Abschied und berührte mit der Stirn die Füße seiner Mutter. Dann wanderten Vater und Sohn in der Abenddämmerung zum nächsten Dorf, drei Meilen weit.

Am folgenden Morgen stellten die Elefantentreiber des Palastes fest, dass Kala-Kumar nichts gefressen hatte. Auch hingelegt hatte er sich nicht. Er stand da, mit dem Gesicht zur Wand und schlug jeden, der ihm zu nahe kam.

Am Abend kam Sundars Vater vorbei. Er wollte sehen, wie die Elefantentreiber mit Kala-Kumar zurecht kamen. Der Elefant hörte die vertraute Stimme und glaubte, auch Sundar sei nun in der Nähe. Er schaute sich um und betrachtete die umherstehenden Leute. Aber Sundar war nicht unter ihnen.

Da zog er mit aller Kraft an dem Seil, das ihn gefangen hielt. Wütend versuchte er es ein zweites Mal. Der Pfahl wurde herausgerissen. Kala-Kumar war frei. Er raste aus

den Palastställen. Die Männer mussten um ihr Leben springen. Durch die offenen Palasttore stürmte er den grasigen Abhang hinunter zum Tempel.

Sundar fand er nirgendwo. Er jagte zum Fluss, zerstampfte das Zuckerrohr unter seinen grimmigen Füßen, raste durch die Reisfelder und das Wassermelonengebiet. Dabei trompetete er die ganze Zeit wild.

Aber keine magere, braune Gestalt kam, um ihn zu begrüßen. Kein zarter, dunkler Arm streckte sich aus, um ihn zu liebkosen. Im Geist hörte er ein Lied. Aber niemand sang es für ihn.

Jetzt wurde Kala-Kumar wütend. Ganz schrecklich wütend wurde er. Er lief zum Waldrand. Er trompetete. Aber kein Sundar, nirgendwo! Die ganze Nacht lang lief er durch die sieben Hügel. Am Morgen kehrte er zum Dorf zurück. Überall suchte er Sundar: in den Straßen, am Fluss, an den Palasttoren, im Tempelhof, bei den Bananenbäumen und an der Tür des Jungen.

Er wurde immer wilder und wütender. Er entwurzelte Bananensträucher. Er zertrampelte alles, was er sah. Wie rasend schlug er nach jedem, der sich in seine Nähe wagte. Die ängstlichen Dorfbewohner schlossen sich ein.

»Tötet den Elefanten«, befahl der Rajah, als er hörte, dass Kala-Kumar Amok lief.

»Spürt ihn am Morgen auf, und erschießt ihn mit einem vergifteten Pfeil. Er ist zu wild. Er muss sterben.«

An diesem Abend war Sundars Vater sehr unglücklich, als er heimkam.

»Hol Sundar zurück«, rief die Mutter, als sie ihrem Mann sein einsames Abendessen auftrug. »Ich vermisse meinen Sohn auch, genau wie der Elefant.«

Sundars Vater gab keine Antwort. Aber er griff seinen Turban, ging aus dem Haus und machte sich auf den Weg zum Dorf, in dem seine Tochter verheiratet war.

»Kala-Kumar ist fortgelaufen«, erzählte er dem Jungen. Er hat viel Schaden angerichtet. Der Rajah will, dass er stirbt.«

Er nahm seinen Sohn bei der Hand, und sie wanderten heim.

In dieser Nacht schien kein Mond. Aber die Sterne leuchteten noch hell am Himmel, als sich der Junge von seinem Lager unter dem Banyanbaum schon erhob.

Er trug nur sein weißes Hemd, keinen Turban und keine Sandalen, als er zum Fluss ging. Er spähte lange umher und lauschte, bis er endlich sah, wie sich eine dunkle Masse am Waldrand bewegte. Da setzte er sich auf einen hohen Felsen, denn von hier aus war er weit zu sehen. Dann sang er sein Zauberlied, das im ganzen Land seit vielen 100 Jahren bis heute von allen Tempelwärttern für ihre Elefanten gesungen wird:

*»Habt ihr noch nie einen Elefanten
in Seide und Gold gesehen?
Noch nie einen Pfauenfächer
wie Elefantenwärter gehalten?
Noch nie mit einer bunten Menge
eine Tempelschwelle überschritten?»*

*Noch nie mein Volk
ein frommes Lied singen hören?»*

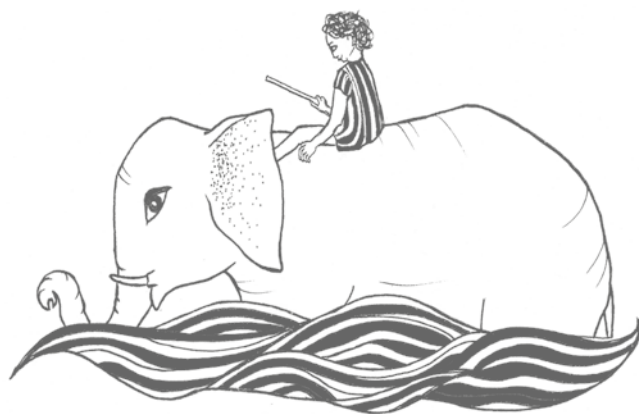
Dann erhob er seine Stimme und schickte seinen Liebesruf in die Nacht:

»Nein? Noch niemals?

Komm doch! – Kala-Kumar!

Komm, folge dem Zauberlied!«

Kaum rief er, kam vom Waldesrand jubelndes Trompeten. Und Junge und Elefant stürmten aufeinander zu durch den sternenglänzenden Sand am Fluss.



CHANDRU UND SEIN ÄFFCHEN

In dieser Erzählung von Elfriede Becker erfahren wir Bedrückendes, Ergreifendes und zuletzt auch Beglückendes aus dem Alltag eines Jungen und seiner in Armut lebenden Familie: immer noch das Schicksal von Millionen indischer Menschen.

Chandru hebt seine Schüssel der Mutter entgegen. Die Schüssel ist leer. Es ist kein bisschen Gemüse mehr drinnen. Doch Chandru hat noch Hunger. Nie ist Chandru satt. Nie kann sich Chandru satt essen. Chandru sitzt auf dem Lehm Boden und hält seine Schüssel in die Höhe. In seinem Schoß kauert ein Äffchen. Es leckt sich das Maul. Es greift nach der Schüssel. Das Äffchen hat Hunger wie Chandru.

Die Mutter geht zur Feuerstelle. Sie hebt den Topf herunter. Sie lässt Chandru hineinschauen. Der Topf ist leer, fein ausgeputzt und leer. Die Mutter sagt: »Mehr habe ich nicht.«

Traurig stellt die Mutter den Topf auf den Boden. Sie hockt sich neben Chandru. Sie sagt: »Chandru, du musst dein Äffchen weggeben. Wir haben selbst zu wenig zu essen. Schau, dein Bruder ist krank. Er hustet. Deine kleinen Schwestern hungern. Ihre Arme und Beine sind mager wie die deinen. Dein Bauch ist dick. Das kommt vom Hunger. Der Vater verdient wenig Geld. Ich kann nur wenig Reis kochen und wenig Gemüse. Dein Äffchen

GLOSSAR

AMRITA

In der hinduistischen Mythologie ein Trank, der Lebenskraft verleiht.

ASKETEN

Enthaltsam, bescheiden und unter strenger Disziplin lebende, religiöse Menschen.

ATLAS

Gewebe mit hochglänzender Oberfläche.

BANGLADESCH

Der Staat, der einst zu Indien gehörte, wird auf der Landseite von Indien umschlossen.

BANYANBAUM

Feigenbaum, besonders von Hindus als heiliger Baum verehrt.

BĀZĀR (BASAR)

Händlerviertel in orientalischen Städten.

BHARATNATYAM

Klassischer hinduistischer Tempeltanz bei Opferzeremonien.

BHUTAN

Das unabhängige Königreich Bhutan ist ein Nachbarstaat Indiens. Im Norden grenzt es an Tibet. Es ist etwa so groß wie die Schweiz.

BLEICHGESICHTER

Im Gegensatz zu dunkelhäutigen Menschen wurden weißhäutige Menschen aus Europa oft als Bleichgesichter bezeichnet.

BOMBAX-BAUM

Seiden-Wollbaum. Je nach Region kann er höher als 30 Meter, der Stamm dicker als 2 Meter werden. Seidenartige, elastische Wolle umgibt die Samen. Sie eignet sich zum Ausstopfen von Polstern, Kissen und Matratzen. Aus Rinde und Blättern werden Arzneimittel hergestellt.

BOMBAY

Seit 1996 heißt die Stadt Mumbai. Die Hafenstadt an der Westküste zählt mit ca. 20 Millionen Einwohnern zu den bevölkerungsreichsten Städten der Welt.

BRAHMA

Höchster Gott des Hinduismus.

BRAHMANE

Angehöriger der indischen Priesterkaste – *siehe auch Kaste*.

BUDDHA

siehe Buddhismus.

BUDDHISMUS

Eine philosophische Lehre und Religion. Es ist die viertgrößte Religion der Erde und die einzige, in deren Namen niemals Krieg geführt wurde. Buddha als historisches Wesen ist der Begründer der Lehre. Zugleich ist er ein Wesen, das »Erleuchtung« (Reinheit und Vollkommenheit seines Geistes) erfahren hat.

DALITS

Kastenlose Inder, die ganz unten in der indischen Gesellschaftsordnung stehen. Sie werden unterdrückt und für härteste Arbeit nur schlecht bezahlt – *siehe auch Kaste*.

DHOTĪ

Lendentuch der Inder.

EQUIPAGEN

Elegante Kutschen.

FAKĪR

In Indien bezeichnet man so besitzlose, umherziehende Asketen, die ihre Künste vorführen.

FES

Kopfbedeckung, besonders im Orient und auf dem Balkan weitverbreitet.

GANESHA

Gottheit. Gott des Glücks, der Intelligenz und der Weisheit.

GANGES

Der heilige Fluss der Hindus ist über 2500 Kilometer lang und mündet in Bangladesch in den Golf von Bengalen in den Indischen Ozean. Das Delta wird häufig von verheerenden Flutkatastrophen heimgesucht.

GAN(A)PATI

Zweiter Name für Ganesha.

GAZELLE

Schlank gebautes, langbeiniges, hörnertragendes Tier, das schnell laufen kann.

GHATS

Treppen, die zu einem Gewässer hinunterführen.

GIDUR-LOG

Bedeutet wörtlich: Schakal-Mensch. Gidur, ausgesprochen ›Geeder‹, ist der indische Name für den Schakal, und Log bedeutet ›Mensch/Volk‹.

GOLDSCHAKAL

Eine eng mit dem Wolf verwandte Hundart.

GURU

Religiöser Lehrer, auch Meister genannt.

HANUMAN

Hinduistische Gottheit.

HÄTH

Von Hätha (›Hand‹), als Maßangabe verwendet.

HAVELIS

Kunstvoll verzierte, prunkvolle alte Kaufmannshäuser, die den Wohlstand der Besitzer demonstrierten.

HEILIGE KÜHE

Kühe sind den Hindus heilig: Sie laufen vielfach auch auf Straßen frei herum und werden nicht verscheucht. Das Fleisch einer Kuh wird nicht gegessen.

HIMALAJA

Im Norden grenzt Indien an das höchste Gebirge der Welt, den Himalaja. Der höchste Berg ist der Mount Everest mit 8848 Metern Höhe.

HINDI

Amtssprache in Indien.

HINDU

Anhänger der hinduistischen Religion.

HINDUISMUS

Die drittgrößte Religion der Welt nach dem Christentum und dem Islam. Der Ursprung dieser Religion liegt in Indien. In den verschiedenen Traditionen des Hinduismus werden unterschiedliche Gottesbilder verehrt; vor allem Brahma, Shiva und Vishnu, die Dreiheit Trimurti.

QUELLENANGABEN

Paul Alverdes: Das Hausbuch der Fabeln, © Ehrenwirth Verlag, München 1990, daraus: Hasenlist Kunha Arnone: Sundar und der Elefant und andere indische Geschichten, © Thienemann Verlag, 1986, daraus: Sundar und der Elefant Elfriede Becker: Sita und die Affenmutter, © Thienemann Verlag, Stuttgart 1966, daraus: Chandru und sein Äffchen Fabeln aus drei Jahrtausenden, © Manesse Verlag, Zürich 1976, daraus: Der zerbrochene Topf Fabeln aus drei Jahrtausenden, © Manesse Verlag, Zürich 1977, daraus: Die Elefanten und die Mäuse Der Falke unter dem Hut, © Mitteldeutscher Verlag, Halle 1965, daraus: Die Gazelle, der Specht und die Schildkröte Der falsche Fakir. Indische Märchen, © Nymphenburger Verlagshandlung, 1964, daraus: Der steinerne Affe / Die Mäusebraut Anne Gelhaar: Indische Fabeln, © Kinderbuch Verlag Berlin Ost, 1986, daraus: Zwei kleine Affen / Der Affenbaum © Herbert Günther: Mach's gut, Lucia!, dtv, 2006 / Beltz & Gelberg, 1993, daraus: Shoshanna und Fatima Indische Märchen, © Fischer TB Verlag, Frankfurt 1970, daraus: Der Brahmane Harischarman / Die dankbaren Tiere und der undankbare Mensch / Kuh und Löwe / Hebung der Erde / Die neue Strophe Indische Märchen, © Insel Verlag, Frankfurt 1991, daraus: Der Regen und der Regenbogen / Das Tropfen / Eins vollbracht, alles vollbracht / Die Angst vor dem Schatten / Die Belohnung des Gurus / Prinz Risälū / Zwei Brüder Indische Märchen, © dtv, München 2006, daraus: Die vier Freunde / Das Candālamädchen Rudyard Kipling: Das Dschungelbuch, Paul List Verlag, München 1925 / 1965, daraus: Mowglis Brüder Käthe von Roeder-Gnadenberg: Andschana, © Thienemann Verlag, Stuttgart 1999, daraus: Wo ist Andschana? Marie-Thérèse Schins: Ein Elefant kommt selten allein, © Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2000, daraus: Mit der Rikscha durch Bombay Die sieben Töchter. Indische Märchen aus dem Bergland von Origga, © Gustav Kiepenheuer Verlag, Leipzig / Weimar 1979, daraus: Von den ersten Menschen und von der Herkunft der Kuwi-Khond Mark Twain: Meine Weltreise nach Indien, © Edition Erdmann Lenningen in der marixverlag GmbH, 2010, daraus: Meine Weltreise nach Indien Zaubermärchen für Kinder und Erwachsene, © Insel Verlag, Frankfurt 2008, daraus: Das Wünschelsieb

Alle Rechte vorbehalten
© 2012 Grubbe Media GmbH, München
www.grubbe-media.de

In Kooperation mit:
SOS-Kinderdörfer weltweit
Hermann-Gmeiner-Fonds Deutschland e.V.
www.sos-kinderdörfer.de

Herausgeber: Dirk Walbrecker
Einbandgestaltung, Satz und Layout: [agenten.und.freunde](http://agenten.und.freunde.de), München, a-u-f.de
Lektorat/Schlusskorrektur: Rüdiger Dingemann, Beate Besserer
Illustrationen: Lotte Letschert
Druck: Passavia Druckservice GmbH & Co. KG

Printed in Germany

ISBN: 978-3-942194-03-7

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet unter <http://dnb.nb.de> abrufbar.

